I. Jahr. Heft 20.

Der Brenner

Halbmonatsschrift
herausgegeben von
Ludwig von Ficker

Carl Dallago: Die Seele des fernen Ostens / Hugo Neugebauer: Kentaurenansturm / Richard Huldschiner: Zauberland / Bernhard Jülg: Die Brücke von Chioggia / Ludwig Seifert: Ein Brief / Richard Smekal: Hildegard Ruhs Haus / Peter Scher: Um eine kleine Hand / Arthur Moeller van den Bruck, Hugo Neugebauer: Zu Däublers „Nordlicht". — Karikaturenfolge XX: Max von Esterle: Richard Huldschiner.

Brenner-Verlag-Innsbruck

Der Brenner

erscheint am 1. und 15. eines jeden Monats.

Bezugspreis: vierteljährlich 2 K (Mk. 1·75), für das einzelne Heft 40 Heller (35 Pfennig). — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder direkt beim Verlag: Brenner-Verlag, Innsbruck, Erlerstraße Nr. 3. Daselbst auch Anzeigen-Annahme und Geschäftsstelle. Anfragen und Zuschriften administrativen Charakters ausschließlich ebendorthin.

Schriftleitung: Innsbruck-Mühlau 102. Manuskripten ist Rückporto beizufügen. Einsendung von unverlangten Rezensionsexemplaren verbeten, da Rückstellung in keinem Falle erfolgt. Sämtliche Rechte vorbehalten.

Nachdruck nur gegen vorherige Anfrage beim Herausgeber.

Spezial-Institut
für
Präzisions-Optik und Photographie
Illustrierte Preisliste kostenlos!

F. MILLER, Innsbruck, Landhausstr. 1

empfiehlt korrekte Augengläser, Prismen-Feldstecher, Fernrohre, Höhenmeß-Barometer etc. — Photogr. Apparate neuester Konstruktion, sowie alles für photogr. Bedarf.

Ferd. Tschoner jun.

Papier- und Schreibwarenhandlung

Innsbruck, Maria Theresienstraße Nr. 34.

Brief-, Konzept-, Kanzlei-, Packpapiere aller Art. Briefpapiere in Kassetten in größter Auswahl. — **Schreibwaren- und Büro-Bedarfsartikel.** Schreibmaschinen: **Continental-Kanzler, Vervielfältigungs-Apparate. Füllfedern aller Systeme.**

Telephon: Nr. 22. Telegramm-Adresse: Tschoner Innsbruck.

Der Brenner

I. Jahr. Innsbruck / 15. März 1911. Heft 20.

Die Seele des fernen Ostens / von Carl Dallago.

I.

Mein Fuß betrat nie fernöstliches Land. Ich bin im Süden nicht über die Grenzen Europas hinausgekommen und im Norden, Westen und Osten nicht annähernd bis zu den Grenzen. Aber außer den fernöstlichen Kriegsberichten vor Jahren kam doch Kunde zu mir von fernöstlichem Wesen und Land. Die Kundebringer waren Bücher. Und besonders in der letzten Zeit fügten sich zu früherem, verstreut Gehörten noch maßgebende Werke. So: „Kokoro", „Lotos", „Kwaidan" von Lafcadio Hearn und „Die Seele des fernen Ostens" von Parcival Lowell, alles dies in der Berta Franzos'schen Übertragung, die vortrefflich klar und bündig anmutet.

Hearns still schöne Bücher besorgten in mir das erste leise Vertrautwerden mit der Seele des japanischen Volkes. Sie waren es, die mich eigentlich einführten in jenes von uns in manchem sehr abweichende Wesen fernöstlicher Menschen. Aber Hearn ist zu sehr Dichter. Und so ging seine eigene sinnige und sanfte Art in alle Dinge über, die er berührte, wenn er auch zugleich von der Seele dieser Dinge, der Menschen und der Landschaft Japans, empfing und abgab.

So schuf dieser englische Schriftsteller, der in Japan seine zweite Heimat fand — vielleicht sogar erst das Heimatliche, das seiner Seele zusagte —, vieles Vereinzelte von großer dichterischer Einsicht und Tiefe. Aber das Zusammenziehen, das Hauptmerkmale-Verbindende,

um ein Gesamtbild in seiner wesentlichen Beschaffenheit herzustellen, gelang ihm vielleicht weniger. Einer so feinen Dichterbegabung scheint es nicht zu liegen, die Zügel zu straffen, um das Einzelne einer Gesamtdarstellung vorzuspannen. Das besorgte Parcival Lowell in seinem Buche. Man fühlt in diesem Werke eine stärkere — wenn auch gröbere — Hand und größere Energie. Das mag Hearns nachgiebiges Wesen für sich erobert — und ihn verführt haben, in einem Briefe zu sagen: „Ein Buch habe ich für Sie — ein erschütterndes, ein göttliches Buch. Aber Sie müssen mir versprechen, jedes einzelne Wort davon zu lesen. Jedes Wort ist Dynamik. Es ist das schönste Buch aus dem Osten, das jemals geschrieben wurde. Obgleich es nicht sehr umfangreich ist, enthält es mehr als alle meine Bücher über den Orient zusammen. Und ein Amerikaner hat es geschrieben. Es heißt „Die Seele des fernen Ostens". Es wird Sie ebenso ergreifen wie Schopenhauer, mit dem es den Tiefsinn und die Klarheit gemein hat."

Wenn uns ein Buch, das uns Neues, Fremdartiges übermitteln soll, in solcher Weise empfohlen wird — Hearns Worte sind der Umschlagschleife des Buches aufgedruckt — von einem bedeutenden Menschen, der selber in jenem Fremdartigen heimisch geworden ist, wird es natürlich, daß man es mit Eifer und Lust zur Hand nimmt. Auch mir ging es so, und die Kunst des Vortrags hat mich gefesselt. Und das Neue und Fremde, das vor einem aufgerollt wird, geordnet und geschlossen, fast wie mathematisch angereiht, hinterläßt in einem wirklich eine festgefügte Vorstellung von fernöstlichen Menschen und fernöstlicher Landschaft, der jene Menschen wie einverleibt scheinen. Doch zuweilen geht ein Ton mit, der wie ein Mißton sich hörbar macht, und das Salz der Ironie, das den Schilderungen überall mehr oder weniger fein eingestreut ist, macht die Bestimmtheit und den Eifer jener vereinzelten Töne eher noch stärker hervortreten, bis endlich das letzte Kapitel plötzlich seine dichterische Hülle fallen läßt und in spekulativer wissenschaftlicher Nacktheit sich abmüht, beweiskräftig vorzugehen. Und die ganze dichterische Schönheit des Werkes

könnte keines Dinges so sehr leicht entbehren wie gerade dieser Beweisführung. *

Ich las das Buch auf meinen einsamen winterlichen Waldgängen in höherer Gebirgsgegend. Wer weiß, wie sich in einem die Seele weiten kann auf solchen Gängen, beglänzt von der Sonne, umrankt von Wald und Bergen, von Farben wie eingelegt, von Formen wie verdichtete Klarheit, mit einem Himmel über einem wolkenlos Tage und Wochen hindurch, die Sonne schwer sich ausgießend auf die Winterlichkeit der Landschaft, die eigentlich nur klarere, härtere, hellere Töne aufweist, — wer weiß, wie das Herz auflebt bei solchem Schauen, wie es sich stärkt und zugleich empfänglich wird, gleichsam verfeinert im Gehör für alle Geräusche und Worte, wie sich so alles stärker hört und tiefer bis zurück auf seinen Ursprung — auf seinen Urheber, und wie diese Art Gehörtwerden nötig ist, um überhaupt in solcher Umgebung gehört zu werden, denn solche Umgebung ist wie ein Prüfstein für sprechende Dinge, an der das Belanglose wie ungesprochen abfällt; — wer das weiß, kann sich denken, daß es zumeist nicht vorteilhaft für ein Buch ist, wenn es im Freien genossen wird, anderseits aber auch, daß es seinen Wert vielleicht am besten erwiesen hat, wenn es im Freien besteht.

Ich führe dies alles an, um das Milieu aufzudecken, aus dem meine Erörterung des Buches herzuleiten ist: den Einfluß der großen Landschaft, davon die Seele erfüllt ist. Wie in solcher Lage alles Reagieren auf Gehörtes einem gleichsam diktiert wird, da man sich selber in der ganzen Sache als ein Geführtes erscheint. Man getraut sich da vielleicht mehr zu sagen als sonst, — man kümmert sich weniger, wohin das Gesagte fällt, noch wie es aufgenommen wird, — man erlebt sich selber mit jener führenden Macht in sich im Urteil: — das genügt . . .

Gewiß löst in einem Größe und Schönheit der Landschaft die Willigkeit aus, Schönem und Großem zu begegnen, — und wenn solches auch nur einigermaßen in der Diktion eines Buches zutrifft, überläßt man sich ihr bereitwilligst. Es braucht dann schon ein ziemliches Hemmnis, um sich im Lesen daran zu stoßen.

Wo ich mich das erste Mal ernstlich anrannte, war die Stelle im Buche, die erzählt: „Dem Manne, der den besten scholastischen Essay über die Klassiker schreiben kann, wird sofort das Recht und auch die Gelegenheit eingeräumt, viel Ehre und noch mehr Reichtum einzuheimsen, indem er seine weniger befähigten Mitbürger übers Ohr hauen darf. China ist ein Gelehrtenparadies." Also ein Gelehrtenparadies besteht in Reichtum und dem Vorrecht, andere zu betrügen: ich mußte über das Witzige an der Sache verwundert innehalten. Von chinesischen Weisen hatte ich anderes gehört. Aber Gelehrte und Weise sind vielleicht Gegensätze.

Dann war es, wo von der japanischen Frau erzählt wird: „Denn sie ist nicht seine Liebe; sie ist nur seine Gattin, das, was von dem Roman übrig bleibt, wenn die Romantik fehlt." Das schien mir zu sehr banale Geschwätzigkeit. — Weiters, wo vom Menschen gesagt wird: „Er ist hinsichtlich seiner Physis weniger für den Daseinskampf entwickelt, er gehört einem veralteten untüchtigen Typus der Säugetiere an. Wären seine Hirnwindungen nicht, er könnte keinen Augenblick lang in dem Daseinskampf bestehen, und selbst der Affe würde an seiner statt herrschen." — Also dahin steuert das Buch, begriff ich hier. Meine freudvolle Willigkeit schwächte sich bedenklich ab und die Diktion verlor sogleich viel von ihrem Glanz. Mein Ohr lauschte nun bedächtiger dem Unterton und verspürte das Werk immer mehr ein Intellektwerk werden, das auszog, alles zu erklären, und diese Anmaßung des Wissens auf sein Schild erhob. Noch drückte es dies klug verhüllt aus, wenn es einem rät: — „zutreffender zu sagen, ich bin über alles unwissend als, ‚ich weiß gar nichts'. An dir fehlt es, nicht am Ding".

Aber das Intellektische im Buche geht weiter und wird immer offenkundiger und zuversichtlicher und bringt alle Dinge immer mehr unter sein Wissen, sie so zugleich verseichtend und absperrend, um sie erklärlich zu machen. So tut es im Eifer, ohne es zu merken, einen bösen Fall herab vom Podium der Wissenschaftlichkeit, auf dem es sich immer anmaßender bewegt. Es sagt: „Für die ganze östliche Welt ist die Wissenschaft ein Fremdling. — Trotz der Tatsache, daß

China im Besitze des Schießpulvers, der beweglichen Typen und des Kompasses war, ehe man sich in Europa von diesen Dingen auch nur träumen ließ, verdankte man diese Schätze keiner Kenntnis der Physik, Chemie und Mechanik. Sie waren nicht Ergebnisse der Wissenschaften, sondern der Künste. Und es spricht Bände für die Zivilisation der Chinesen, daß sie ihr Pulver für Feuerwerke und nicht für Feuerwaffen verschossen." (Das Folgende gebe ich gesperrt.) „Dem Westen allein gebührt das Verdienst, diesen Artikel hergestellt zu haben, nicht um die Zeit, sondern um Menschen damit zu töten. Der Gesichtspunkt des Fernorientalen ist nicht der wissenschaftliche." — Das alles ist stolz und ernst gemeint und so bezeichnend für die Beschaffenheit des Intellekts, der nicht fühlt, wie er lobt, wie er die Fragwürdigkeit der Wissenschaft aussagt mit solchem Lob — und zugleich den inneren Verfall für dort, wo er herrscht.

Der anmaßende westliche Intellekt versteigt sich weiter zu der für das Buch mißlichen Behauptung: „In ihrer erhabenen Überlegenheit gegenüber dem Menschen ist die Wissenschaft eher unpersönlich als persönlich. Die Kunst jedoch ist allen zugänglich." Denn das Buch bringt später als „psychologische Tatsache, daß der geistige Fortschritt eine immer steigende Individualität involviert": demnach aber die „erhabene Überlegenheit" mit der Unpersönlichkeit sich nicht gut verträgt.

Nun rankt sich der westliche Intellekt betrachtend um „Natur und Kunst" des fernen Ostens und stellt folgendes fest: „Als die drei Hauptquellen der östlichen Kunst kann man Natur, Religion und Humor bezeichnen. So inkongruent diese Zusammenstellung scheint, weisen sie doch alle denselben Zug auf. Denn die erste verkörpert konkrete Unpersönlichkeit, die zweite abstrakte Unpersönlichkeit und das Bereich des dritten ist es, die Persönlichkeit im allgemeinen ins Lächerliche zu ziehen." Diese Lösung für die Zusammengehörigkeit der drei Begriffe: Natur, Religion, Humor, die doch auch bei uns ihren Sinn haben, mag witzig sein, aber wenn ich ein nahezu Verkehrtes sage, ist es ebenso richtig. Und eine etwas umständliche Enge

liegt in den, dem „Fernorientalen" geltenden, Sätzen: „Seine Muse erscheint ihm nicht wie den Griechen in Gestalt eines Weibes, ja nicht einmal prosaischer in dem Ebenbilde eines Mannes. Sie ist der Menschheit nicht verwandt. Sie ist zu unpersönlich für irgend eine Personifikation, denn sie ist die Natur. — In seiner Anschauung ist die Natur keineswegs bloß Staffage für den Menschen." — Ja ist der Mensch — ist das Weib — ist der Mann nicht Natur? — Und warum, wenn Landschaft gemeint ist, nicht auch sie nennen? — Und ist nicht auch bei den Landschaftern und Lyrikern des Abendlandes Natur im landschaftlichen Sinne *nicht nur* Staffage für den Menschen? —

Und vielleicht mehr nur einer Konstrasthebung zuliebe zwischen der Naturauffassung des Westens und jener des Ostens, verallgemeinert das Buch uns Abendländer in schlimmer Weise: „Bei uns wird Liebe zur Natur leider als eine Art geistiger Extravaganz angesehen. Für den gewöhnlichen Sterblichen gilt Liebe zur Mutter Erde als eine Art Wahnwitz, der vor seinen Mitmenschen sorgsam verborgen werden muß." Das Kontrasthebende unnötig unterstreichend, scheint mir auch dieses, zumeist an der Oberfläche der Dinge dahingleitende Kapitel — das übrigens in den Schilderungen der japanischen Tempel, der japanischen Landschaft und Baumblüte vielleicht die dichterisch schönsten Stellen des Buches aufweist — abzuschließen, wenn es sagt: „Sich beispielsweise den Kirschbaum als ein Weib denken, wäre für den Geist des Japaners eine Vorstellung, die selbst die Grenze des Lächerlichen überschreiten würde."

Ich glaube nicht, daß es ausschließlich so ist. Zuweilen muß auch in die Seele des Fernorientalen das Wunderbare und Rätselhafte des Gegenstandes seiner Betrachtung übergehen und dies um so mehr, je dauernder die Betrachtung ist. So mag auch ein blühender Baum in der Seele des Beschauers immer mehr zum Rätsel werden. Und wenn so ein junger Beschauer *liebt*, was doch auch vorkommen kann, trotz der patriarchalischen Institution — ja nicht einmal trotz, weil es immer und überall vorkommt über alle Institutionen hinweg — wird ihm auch der Gegenstand seiner Liebe zuweilen wie

ein Rätsel sein, und das ermöglicht gewiß, daß sich seine Seele vom blühenden Baume zur Liebsten hin ihre stillen Gedanken spinnt.

II.

Ein völlig Neues-Fremdes einigermaßen in seiner richtigen Wesenheit zu erfassen, erfordert gewiß immer einen großen Aufwand von Zeit und Kräften. Es muß ja der eigenen Natur erst aufgepfropft werden, und diese so erst langsam die Säfte und Kräfte des Neuen in sich saugen, um zu tragfähiger Verbindung mit dem Neuen zu kommen. Ähnliches mag auch der Abendländer an sich erfahren, der sich das Neue und Fremdartige des fernen Ostens aneignen will. Sicher heißt es für ihn seine Sinne offen halten und seine Weile zuwarten, bis er in sich ein Vertrautwerden mit den neuen Dingen verspürt. Dieses Vertrautwerden mit dem Neuen und zugleich die Zeit- und Kräfteabgabe aber können es für ihn mit sich bringen, daß ein früher in ihm Vorhandenes verblaßt — verflacht — abnimmt. Wenn nun so einer in Schilderungen des Neuen gern zu Vergleichen neigt, kann es kommen, daß er den früher ihm heimischen Dingen nicht mehr ganz gerecht wird.

So erkläre ich mir im Kapitel „Kunst", das dem fernen Osten gilt, die Auffassung, die daraus auch für den abendländischen Begriff Kunst hervorsickert. Oder: die Lust zu vergleichen mag ein Suchen nach Kontrasten auslösen, und dies Gesuchte in den Kontrasten geht auf Kosten der natürlichen Färbung der Dinge. Oder: der Verfasser ist überhaupt nie tief genug in das Wesen der Kunst eingedrungen und ähnelt hier nahezu Max Nordau, der gewiß gefällig schreibt, dem aber trotzdem das wahre Wesen der Kunst wie ein Buch mit sieben Siegeln ist.

Das Buch meint von der Malerei des Fernorientalen: „Um seine Bilder zu verstehen, muß man sie von diesem Gesichtspunkte ansehen; nicht als seelenlose Landschaftsphotographien, sondern als poetische Darstellungen ihres Stimmungsgehaltes." — Ja, gelten denn bei uns seelenlose Landschaftsphotographien als Kunst? — Und so wird weiter berichtet: „Wir pflegen ihre Bilder im Vergleich mit

unsern als Skizzen zu bezeichnen. — Ist eine Skizze für jemanden, der sie zu deuten versteht, nicht im Grunde bedeutsamer als eine minutiös ausgeführte Sache, die unfruchtbar in sich endet. — Ist man einmal so weit, den fernöstlichen Geschmack richtig zu verstehen, wendet man sich von Kunstwerken, die wir fein ausgeführt nennen, mit einer unangenehmen Empfindung der Übersättigung ab, so, als hätte man bei einem Fest des Guten zu viel getan. — Wie bei uns ein überlanges Gedicht eine contradictio in adjecto ist, so ist bei ihnen ein ganz ausgeführtes Bild ein sich selbst verurteilendes Werk."

Ist hier nicht wahrhaft des Guten zu viel getan — des Guten im Vergleichen auf Kosten des Wesens der Kunst? — Und entspricht diesem Wesen etwa die Schilderung: „Denn die Seele der Kunst liegt in dem, was sie zu suggerieren vermag, und nichts wirkt annähernd so suggestiv wie das halb Ausgesprochene. Sehr viel anzudeuten und so wenig wie möglich zu zeigen ist für die Wirkung wesentlicher als die ausgeklügeltste Darstellung des Ganzen mit allen seinen Einzelheiten. — Wer ahnte nicht hinter einem Schleier ein schöneres Antlitz, als je ein Schleier barg?" — Also beruht die Kunst auf beabsichtigter Täuschung und ist demnach Berechnung, Spekulation und soll, womöglich, im Beschauer noch etwas auslösen, das gar nie im Schaffenden selber umging? — Ist damit dem Künstlerischen nicht eigentlich der Tod geredet? Denn wenn auch ein Kunstwerk abhängig ist von dem, was es zu suggerieren vermag, so ist dieses Suggerieren wiederum abhängig von der Seele des Künstlers. Und je mehr Seele da — und je vollständiger sie im Kunstwerk untergebracht ist, um so mehr wird dem Werke auch suggerierende Kraft zuteil. Wo wäre denn diese im Werke herzunehmen, wenn sie nicht vorher hineingelegt werden müßte? Diese Kraft ist aber nie Berechnung, nie Spekulation, nie der Intellekt.

Deshalb wird der Künstler im wesentlichen nur zu besorgen haben, sich unterzubringen: das Schauen der Dinge in der Kraft und im Glühen der eigenen Seele, — und er muß dieses so intensiv — so klar — so vollständig als möglich darzustellen suchen. Es kann da nie ein Zuviel — ein zu Klares — ein zu Voll-

ständiges geben, weil alles in demselben Verhältnis im Kunstwerke suggerierende Kraft wird; es es sei denn, man müßte diese Kraft als Schwäche eines Kunstwerks empfinden, etwa im Sinne von zu aufdringlich. Dies Bedenken entfällt aber wieder, indem das Aufdringliche (eindringlich wäre nicht aufdringlich) nicht als künstlerisch gelten kann, oder höchstens als gröblich künstlerisch, der Schaffende jedoch um so mehr nur künstlerisch Vollwertiges abgibt, als er selbst Künstler ist.

Und Bilder nicht ganz auszuführen aus Spekulation, in der Erwägung, daß der Beschauer so mehr herausdeuten könnte, als man selber zu zeigen imstande ist, wäre für einen ganzen Künstler Wahnwitz. Denn erstens ist das Ganz-Ausführen ein Seltenstes und Höchstes und um so schwerer, je größer die Künstlerschaft ist nach dem Prinzip: je mehr da ist, um so mehr Mühe, alles ans Licht zu schaffen, denn es liegt ja in einem vergraben und eingesprengt, — und erst, wenn es Gold ist! — Zweitens ist die Sicherheit des Künstlers dem Publikum gegenüber immer eine derartige, daß er wohl Scheu haben mag, falsch oder auch nicht verstanden zu werden, nie aber davor, daß man ihn in seinem Werke ohne weiters bis zu Ende erkennt. Der ist nicht Künstler, der derlei fürchtet; jedenfalls nicht schöpferisch Schaffender: es ergäbe ja mehr Gehalt für das Publikum als für ihn, was nicht gut denkbar ist, da erst die Art des Schaffenden in das begrenzte Aussehen der Dinge jenen Abglanz bringt, der im Beschauer Unbegrenztes auslöst.

Wo ein Künstler die Skizze vorzieht, ist es immer, weil er sich in ihr besser unterbringt. Auch der große Segantini meint, daß, wer schöne Skizzen macht, nur selten noch ein Bild malt, das der Skizze gleichkommt, oder er malt das Bild überhaupt nicht mehr, weil die Kraft bereits in die Skizze hineingelegt ist.

So mag vorläufig auch in der fernöstlichen Malerei die Skizze zur Vollendung gebracht sein, während das fertige Bild in unserem Sinne überhaupt nicht gemacht wird, weil es Art und Auffassung des Fernorientalen bedingen, daß er seine Kraft und sein Können in der sogenannten Skizze ausgibt, die ihm bereits ausgeführtes Bild

bedeutet und es in ihrer Art auch ist und sich zu unserer Art verhalten mag etwa wie ein Farbholzschnitt zum fertigen Ölbilde. Die Annahme aber, daß für fernöstliche Kunstauffassung „ein ganz ausgeführtes Bild ein sich selbst verurteilendes Werk" ist, verneint schon der Umstand, daß auch dort wie bei uns Überlegenheit (und sei sie auch nur Verstärkung des Rasse-Typischen) dem Publikum gegenüber da sein muß, falls der Fernorientale Künstler ist.

Soviel über das Thema Kunst als kleine Ergänzung zur Kunstauffassung, wie sie das Buch verlautbart, das wohl nur „die Künste des Alltags" ins Auge faßt und demgemäß auch nur die „Alltagsgedanken" eines Volkes in der Kunst verkörpert sieht. Doch nun lasse ich mich willig vom dichterischen Abschluß des Kapitels zur Abhandlung „Religion" überlenken, darin die Religionen des Ostens erklärt und verglichen werden, wobei das Buch besonders für die Schilderung der Lehre Gautamas klug und klar gefügte Worte und Bilder findet, die zum Nachsinnen anreizen. Inwieweit die Schilderung den Buddhismus erschöpft, entzieht sich mir Nicht-Eingeweihten der Beurteilung.

Das Kapitelende geht zusammenfassend vor, da es zugleich das Ende des schildernden Teiles des Werkes bedeutet, und dieses nun ganz Wissenschaftlichkeit und Beweis — ganz Intellekt wird. Folgende Sätze, die in Fragen münden, die wiederum Folgerungen die Tore offen halten, sollen in die Beweissphäre hinüberleiten:

„Wir haben gesehen, wie unpersönlich die Sprache ist, dieses wichtigste Medium des Verkehrs zwischen Seele und Seele; wie unpersönlich die Zwiesprache dieser Seele mit sich selbst; wie der Mensch sich in schweigender Sympathie der Natur zuwendet, statt seinen Mitmenschen; und wie, wenn er seine Zukunftsluftschlösser baut, sein sehnlichster Wunsch dahingeht, ein ununterscheidbares Partikel der Sommerwolken zu werden und sich so unsichtbar wie sie in der gestirnten Stille des allumfassenden Raumes aufzulösen.

Was sagt uns nun diese merkwürdige Unpersönlichkeit? Warum weichen diese Völker in diesem wichtigsten Betracht — in der Be-

trachtung ihrer selbst, so völlig von uns ab? Die Antwort führt zu einigen interessanten Konklusionen."

Hier muß ich vorerst überschlagene Stellen des Buches nachholen, die alle darauf ausgehen, die Unpersönlichkeit im fernen Osten zu erweisen. (Fortsetzung folgt.)

Kentaurenansturm /
von Hugo Neugebauer.

Durch die ambrosische Nacht mit Donnergetose
stürzt sich die wilde, die lose zerstörende Macht!
Sieh sie mit Sturmeshänden, Mähnen und Schwänze gesträubt,
die Wetterwolken greifen, horch, wie sie pfeifen!
Eh dich Getöse betäubt, eh sie mit fichtenen Bränden
fackelnd die Augen dir blenden, ehe die wankende Scholle
unter den Füßen der tolle Schwarm dir entreißt,
mit Blute dich speist aus dem eignen Gehirne,
— zerschmettert die Stirne, entwichen der Geist —
eh euch ein Leides geschieht: flieht, ruf ich, flieht! —
Bist du vom Volke der Bauern, die stemmen und hemmen
mit wuchtigen Dämmen die rasenden Wasser,
fürchte die grimmigen Hasser, fürchte den Zorn der Kentauern! —
Von blendenden Sitzen auf Bergesspitzen,
trunken von Feuerwein: Äther mit Blitzen gewürzt,
gurgelnd hinuntergestürzt, bergab und talein
sausen und brausen des Winds mit der Wolke
Gezeugte in Schauern, die wilden Kentauern,
ungetüm, ungestüm, Feinde der Menschen Volke! —
Sieh, wie die Stute sich bäumt, wenn sie der Hengst überschäumt
mit gischtendem Schaume!

Horch, wie er schnaubt und stampft, sieh, wie sie zittert
und dampft,
stäubenden Atem bläst über der Bäume Geäst,
sieh ihre Flucht vor der Sucht der rauhen Genossen,
von Menschen und Rossen zwiebrünstige Lust
in der wogenden Brust, gott-tierische Brunst
im wehenden Dunst der verwachsenen Leiber: die Weiber,
die Weiber! —
Näher kommen sie, näh'r: öffnet die Schleusen am Wehr,
weichet der waltenden Macht, die durch ambrosische Nacht
mit Donnergetöse anprallender Stöße
entwurzelter Stämme pocht an die Dämme! —
Hoch über Hof und Hause, Fels zu Felsen gedrängt,
nachtet die tiefste, die engste, die heimlichste Klause,
die aller brünstigen Hengste Ahn mit den Hufen gesprengt,
trunken von Ätherwein, in das zermürbte Gestein:
fürchtet die heimliche Stätte, scheuet das Hochzeitsbette
der rasenden Macht, wo in ambrosischer Nacht
Mann sich am Weibe staut, Leib über Leib sich baut
zu jauchzendem Schwalle! Ahnet: dort feiern sie alle,
was Tiere und Menschen zu Göttern macht! — —
Trübe der Morgen glüht durch die grauende Wolke.
Auf verwüsteten Fluren allüberall Spuren
vom rasenden Volke, den Kindern der Wolke,
von der Wut der Kentauern! — Und Flüche zerknirschende
Bauern!
Ja, Flüche den schlafenden Mächten des Reigens:
Die Saaten verschüttet, die Hütten zerrüttet —
und Flüche, nur Flüche Bewandrer des — Schweigens.

Zauberland /
von Richard Huldschiner.

Freiheit ist Frühlingsgefühl. Solang du am Ofen sitzest, solang jenseits der geschlossenen Fenster der Schnee herabwirbelt und der Wintersturm den Rauch der Nachbarschornsteine unwirsch über die Dächer jagt, bist du der Gefangene deines eigenen Mißmuts. Gehst du hinaus über die Felder und siehst, wie alles schläft unter brauner Erde oder unter weißem Teppich, rieselt von kahlen Ästen leise der Schnee herab, steht am fernen Himmelsrande weiß und groß die Wolkenwand, die morgen wieder Schnee bringen wird, hört dein Ohr keinen Laut in Nähen und Fernen, dann kommt die Furcht vor Schweigen und Nacht und beugt dein Haupt. Und du vermagst es nicht zu begreifen, daß das schwache Geschlecht der Menschen, der Eintagsfliegen, der surrenden Käfer am Rain, den Winter dennoch erträgt und nicht den Göttern flucht, die ihm gegeben haben, die Sonne nicht nur steigen, sondern auch sinken zu sehen. Aber der Mensch weiß, daß er auferstehen wird, wenn die Weiden ihre Kätzchen aushängen und der Krokus in den Wiesen steht. Der Frühling ist ein erstes Freiheitsahnen der Menschen, ein frohes Erwachen zum Selbstbewußtsein; ihm stehen Blumen in allen Wiesen, ihm strahlt eine Sonne, die zur höchsten Kuppel des Himmels hinansteigt, ihm lächelt die Nacht mit ihrem heimlichen Licht, das nur eine Vorbereitung ist auf neuen, jubelnden Glanz.

Ich war ein Knabe und war nicht frei; ich wurde ein Jüngling, ich las Schiller und wurde nicht frei; die Schranken der Schule fielen, die Alten, die es wissen mußten, sagten mir, nun sei der Tag gekommen, da wie von einem hohen Berge der Blick auf die weite Welt sich mir enthüllen werde — und ich wurde nicht frei; ich kam auf die Universität und mein Herz hämmerte ungeduldig; nun mußte es ja kommen, das Unbekannte, das ich in ekstatischen Träumen gesehen hatte; aber man sprach von Bier und Weibern, und ich wurde nicht frei. Das erste Semester ging zu Ende, und ich trug wie an einer Last, die keiner sehen darf, an brütender Enttäuschung.

Ich setzte mich in einen Zug, fuhr durch Ebenen und Täler, die Berge tauchten am Horizont empor, blau und fern, der Wald stand still die Hänge hinan, die Berge türmten sich, der See erzitterte und spiegelte den Rauch des eilenden Zuges, die Berge wuchsen zu gigantischen Palästen empor, links und rechts, eine Straße der Götterstadt. Ein Dorf im Abendfrieden war das Ziel, ein traumloser Schlaf in der Kühle eines heimlichen Zimmers nahm mich in seine Arme, der Morgen kam, auf eine Straße trat ich hinaus, die der Quelle des Bergstroms entgegenführt, früher Morgen war es, taufrischer Morgen, ich stand und holte Atem — und da wurde ich frei, da erst wurde ich frei.

Soll man beschreiben, wie es einem zu Mute ist, wenn der Frühling über den Winter siegt? Man sollte es wohl, aber man kann es nicht.

Hinter mir lag Landeck, das Dorf am rauschenden Inn, das alte Schloß am Bergabhang, die seltsam feierlichen Gipfel der Parseiergruppe, vor mir ein enges Tal mit begrünten Felsen, spärlicher Wald an den steilen Hängen, leicht geballte Wolken am blassen Morgenhimmel, und da, von wo die Wolken kamen und wo der schäumende Strom seine Wasser mir entgegenwälzte, da mußte das Land der Freiheit liegen. Ich ging drauf los, wie ein Durstiger, der in der Ferne schon die Quellen sieht, die lustigen, frischen Quellen, die Staub und Müdigkeit hinwegspülen werden. Ich ging, als hätte ich Flügel an den Schuhen, und atmete tief und breitete trunken die Arme aus. Ach, da war ich wirklich frei!

Stunden wurden zu Minuten, Kilometer zu knappen Ellen, die Dörfer schwanden hinter mir, kaum, daß ich sie vor mir gesehen hatte, die Seitentäler erschlossen sich mit schweigsamen Wäldern und grünen Almen hoch über den letzten Bäumen — vorbei! vorbei! und weiter ging's. Denn vor mir, da wo über weißem Gipfel die weißgeballte Wolke stand gleich dem verschleierten Antlitz Gottes, da blühte das Glück und wartete meiner. Rausch und Jubel und nie geahnte Weite der Seele!

Ich aß, was mein Rucksack bot, saß auf einem Stein am Wegrand und freute mich des bunten Lebens der Landstraße. Die Reichen fuhren im Wagen an mir vorbei, ihre Sonnenschirme deckten sie vor Staub und Wind, der Kärrner zog mit seinem Hund zusammen sein weißbespanntes Haus dem nächsten Dorfe zu, Bauern trieben ihr Vieh zum Markt, Handwerksburschen, die ihre Stiefel über der Schulter trugen, um sie nicht vorzeitig abzunützen, marschierten und schwangen ihre Stecken, Touristen zogen gemächlich fürbaß, und ich, ich selber sah und fühlte alles, saß am Rand des Lebens und überschaute sein buntes, herrliches Treiben. Der Tag ist lang, die Sonne steht hoch, so hoch, daß es gar nicht sicher ist, ob sie überhaupt noch einmal den Weg zu Tal finden wird, die Berge sind licht und lachen fröhlich herab, weiße Häuser schmiegen sich zutraulich in ihre Falten, der Bach springt von Stein zu Stein wie ein jubelndes Kind, und ich, ich selber bin frei wie er, und an meinen Schuhen trage ich silberne Flügel.

Am Abend wurde das Tal eng und düster, die Straße verließ den Inn, kletterte den Berg empor, wandte sich durch ein Grenzfort in ein Seitental hinein; ich kam nach Nauders. Und als ich mich wieder besann, saß ich in einem altväterischen Wirtshaus am gedeckten Tisch der Gaststube, hatte vor mir ein gebackenes Huhn und grünen Salat und Wein, und sprach mit zwei Männern, Einheimischen, die sich nach des Tages Drang noch ein bißchen im Wirtshaus umtun wollten. Sie waren nicht schnell mit dem Wort, rauchten aus großen Pfeifen ihren Knaster, ihre Finger waren breit und schwer und ihre Stiefel wuchtig, als gälte es täglich Titanenpfade glatt zu walzen. Aber wenn sie langsam mit dem Kopfe nickten und mich mit stillen Augen zufrieden ansahen, war mir, als kennte ich sie schon lange und freute mich nun, ihr Lob errungen zu haben.

Ja, sie sagten auch, es sei weit von Landeck nach Nauders, 45 Kilometer, und wer's in neun Stunden geschafft habe, müsse gut gegangen sein. Aber halt die jungen Beine! Der eine, der der Wegmeister war, kannte die Strecke genau, und der andere, der Doktor, trank still seinen Wein, qualmte aus seiner Pfeife und lächelte

behaglich. Die Wirtin ging ab und zu, blieb auch plaudernd am Tische stehen, eine Hand resolut in die Hüfte eingestemmt, und schaute mir mütterlich beim Essen zu. Und ich selber sprach wenig, fühlte mich geborgen wie noch nie und freute mich dieser ruhigen, tüchtigen Menschen, aus deren Augen so viel Genügen und so viel Wärme leuchtete.

Draußen hatte der Piz Mondin, der über die grünen Vorberge in den blassen Himmel ragte, seine rote Abendkappe aufgesetzt. Drunten auf der Dorfstraße wurden Kühe vorbeigetrieben, Mädchenstimmen schallten fröhlich vom Brunnen herauf. Solche Stunden sind wie Einblicke in eine ferne, über alle Leidenschaften erhabene Welt, und man kann nur staunen, daß man selber dabei ist, und daß man ruhig und gütig auf diese Botschaft aus glücklichen Gefilden lauschen kann, ohne im Grunde seiner Seele zu fühlen, daß auch dieses vorübergehen muß.

Wir tranken tüchtig Wein; er war schwer und herb und machte uns nicht lustig, sondern aufmerksam und anteilnehmend. Auch der Wirt setzte sich zu uns und erzählte von der Kuh, die er in Mals verkauft hatte. Der Doktor erklärte mir die Photographien an den Wänden. Da die Gruppe vom Schützenfest, und der da war er selbst, und das die Kegelgesellschaft, und hier ein Bild von einer Schlittenpartie. Das Zimmer aber, in dem wir saßen, war das Vereinslokal. Ich nahm alles auf, als hätte ich Wichtigeres nie gehört, und lebte mit und in diesen Dingen, und sah nicht, daß es nichts war.

Als aber das Leuchten des Piz Mondin zu verlöschen drohte, ging ich durchs Dorf zum Friedhof hinauf, saß auf seiner Mauer und sah ins grüne Land. Im Süden reckte der Ortler sein Haupt wuchtig über die näheren Bergketten empor, der Talgrund war mit Heuhütten besät, im Westen standen still und feierlich die spitzen Gipfel des Engadins, eine fremde Welt, die ich nicht mit Namen zu bevölkern wußte. Die Glocken läuteten im Dorf; das Dunkel kam.

Ein Zimmer nahm mich auf. Altväterhausrat, ein breites Bett, in dem ich fast versank! Die Nacht, die nicht dunkel wurde, nicht schwer und drückend, sah freundlich zum kleinen Fenster herein.

Und wieder ein heller Morgen, und Vogelgezwitscher von Baum zu Baum; in den Wiesen flossen, fast bedeckt vom üppigen Gras, in schmalen Rinnsalen die Bäche, die in den Inn sich ergießen. Aber ich stieg der Wasserscheide entgegen. Jenseits mochte eine andere Welt sich eröffnen, ein schöneres, größeres Land, ein hellerer Himmel, stolzere Berge, weißgeballte Wolken stiegen hinter ihren Kämmen empor, und mein Herz klopfte im leichten, gleichen Takt und trug die Freude vor mir her, wie eine flatternde Fahne. Allenthalben arbeiteten die Bauern in den Wiesen; die roten Kopftücher der Frauen brachten grelle Farbenkleckse in das gleichmäßige Grün. Die Wasser wurden spärlicher, je mehr man sich ihren Quellen näherte. Es ging einen Hang hinan, und da stand ich plötzlich auf seiner höchsten Schwelle, und vor mir senkte sich das Land dem Süden zu, aus der Tiefe blitzte ein Seespiegel herauf. An seinem Ufer stand das Dorf, und aus allen Schornsteinen wehte blauer Rauch; da mochten Morgensuppen gekocht werden. An einen Baum gelehnt zu meiner Linken stand ein Mädchen, das zum Schutz gegen die Sonnenstrahlen die Hand wie ein Dach vor der Stirn hielt und zu mir herübersah. Die plumpe Lodenkleidung konnte den Reiz des jugendlichen Körpers nicht bergen; zwischen den niedrigen Schuhen und den weißwollenen Wadenstutzen sahen die sonnverbrannten Knöchel hervor, der breiteingefaßte Rock war kurz und die Arme bis fast an die Schulter nackt. Über dem blütenweißen Hemd trug sie ein knappes schwarzes Mieder. Wir sahen uns vergnügt eine Weile an. Dann aber sprang sie von ihrem Stein herunter und gesellte sich lachend zu mir. Ich fragte sie nach dem Weg.

Der Weg ginge immer gradaus, da vor meiner Nase. Sie wollte mir ihn gern zeigen. Aber ich hätte wohl keine Eile.

Nein, Eile hatte ich nicht, wenn sie mir ein bißchen Gesellschaft leisten wollte. Da faßte sie mich bei der Hand und führte mich zu dem Stein, auf dem sie gestanden hatte. Wir setzten uns ins Gras und sagten nichts, hielten uns nur bei der Hand und sahen uns von Zeit zu Zeit froh an. „Mena heiße ich," sagte sie. Dann nach einer Weile: „Und du?" Ich sagte es ihr. Sie sah mich wieder an.

„Kommst du von weit?" — „Ja, von weit." Wir saßen eine Weile schweigend. Dann aber neigte sie sich zu mir, sah mir warm in die Augen und küßte mich. Die Sonne schien auf uns herab, und weit und grün lag die Malser Heide mit ihren Seen vor meinen Blicken, und der Ortler im Süden winkte und zog; aber was tun? Wenn man jung ist und frei geworden ist, wenn man die Unfreiheit abgeschüttelt hat wie ein altes, grämliches Kleid, das man nie mehr tragen will, wenn man auf die Wanderschaft gegangen ist und ins Ferne, Unbekannte zieht, warum sollte man da einen roten Mund nicht küssen, der sich von unversehens beut, einen vollen Arm nicht streicheln, der sich als Wegweiser auf grüner Wiese ausgestreckt hat, auch wenn er braun ist von Sonne und Wetter?

Ich hatte meinen Kopf an ihr Gesicht geschmiegt. Ich sagte nichts und hörte ihrem Plaudern zu. Ich gefiele ihr, erzählte sie; es kämen viele Touristen vorbei, das Haus ihres Vaters sei an der Straße, aber wie ich so dagestanden und zu ihr herübergeschaut hätte, da hätte sie gleich gewußt, daß sie mich küssen würde. Und dann sang sie, und ich hielt mich mäuschenstill, um nicht den frohen Augenblick zu verscheuchen, der scheu ist, wie ein kleiner Vogel. Und als sie gesungen hatte, beugte sie sich wieder zu mir und preßte ihren warmen Mund noch einmal auf meinen.

Alles, was einmal gewesen ist, versinkt ins Bodenlose. Niemand ist mehr auf der Welt als ich und du. Aus den Tiefen dringt fernes Wassertosen herauf bis zu unserer weltabgeschiedenen Höhe, auf der die Sonne liegt. Am blauen Himmel tanzen Sterne, der Himmel ist so weit und hoch, daß selbst die Berge nur niedrige Schemel, Stützen seiner Herrlichkeit, sind. Aber ich sehe seine Glorie, und du, Mädchen, das du unschuldig bist und kindlich wie das erste Weib vor seinem Fall, du küssest meinen Mund und kennst und fürchtest keine Sünde.

Als ich noch ein kleiner Knabe war und auf die Berge stieg, da glaubte ich, Gott dem Herrn recht nahe zu sein, wenn ich auf einem Gipfel stand. Und je älter ich wurde, in umso größere Fernen schwand er mir, und jetzt ist er so fern, und so klein ist er geworden,

daß ich schon lange angefangen habe zu zweifeln, ob er überhaupt noch lebt. Aber damals, als Mena mich küßte, glaubte ich noch an einen Gott und pries ihn und seine Kreatur.

Fern, fern ist alles! Aber ich sehe dich, Mena ... Du stehst auf dem Platz, auf dem ich dich zuerst gesehen hatte, deckst mit der Hand wie mit einem Dach die strahlenden Augen vor der Sonne, noch einmal drehe ich mich zu dir und winke dir zu. Du jodelst und rufst ...

Die Sonne steht hoch, die Wiesen duften und atmen, die Heuschrecken springen, in der Tiefe blitzt der See, und ich wandre, wandre frei wie ein Vogel und froh wie die Wolke, die gen Süden zieht.

Die Brücke von Chioggia / von Bernhard Jülg.

I.

In einem Traum von Glanz ward sie geschaut,
Im Rausch nach einem unerhörten Feste
Und ward in hellen Tagen aufgebaut
Ein Siegespfad für königliche Gäste.

Es gleicht ihr Bogen schön gewölbten Füßen,
Ist stolz und lieblich, auch ein wenig steif,
Es breiten ihre letzten Marmorfliesen
Sich reich und prächtig wie ein Pfauenschweif.

Jetzt liegt wohl dort ein brauner Junge, säumt
Den langen Mittag, sonnt die magern Glieder
Und taucht das Aug' ins tiefe Blau und träumt

Und schläft vielleicht, so still ist's um ihn her.
Ein fernes Lied, ein Ruf tönt hin und wieder,
Und der Kanal zieht langsam in das Meer.

II.

Und eines Morgens, eh die erste Glocke klingt,
Wenn noch die Gassen und Kanäle schweigen,
Muß sie ein nackter Jüngling niedersteigen,
Dem um den weißen Hals die rote Schnur sich schlingt.

Er schreitet wie ein armer König, stolz und bleich,
Daß keiner sich an seinem Schmerze weide,
Der Himmel ist um ihn wie blaue Seide
Und einem Mantel seiner bloßen Schönheit gleich.

Und unten steht ein kleiner eisenstarker Mann
In einem dunkeln Traum von Blut verloren
Und trägt ein Beil und hat ein Hemd von Scharlach an

Und wartet an dem schwarzen Blutgerüst
Dem wunderschönen jungen, jungen Toren,
Der gestern nachts des alten Dogen Braut geküßt.

III.

Eines Abends steigt die Courtisane
Zierlich über diese Marmorfliesen,
Während in dem schwarzen Fischerkahne
Junge Stimmen ihre Reize grüßen.

Ihre weißen, festen Brüste schmiegen
Sich in einen Panzer von Rubinen,
Und es singen süß von ihren Siegen
Junge Stimmen zu den Mandolinen.

Oben horcht sie auf die sanften Grüße,
Plötzlich rafft sie ihre schwere Schleppe
Und entblößt die goldbeschuhten Füße,

Steigt herab und lächelt frech, die Sünderin,
Weil sie sieht wie an dem Fuß der Treppe
Ihrer Schönheit wartet König Harlekin.

Ein Brief / von Ludwig Seifert.

... Und hat dein altes vielgewandtes Hirn
Mir wieder nichts von dir — von dir zu sagen,
Nur stets die selben fremden schalen Dinge,
An die du nie geglaubt, die du nur schreibst,
Um vor dir selbst dein Elend zu verkleiden?
Denn rasen müßtest du — so fühlst du wohl —
Wenn du ins unverhüllte Aug' ihm schautest ...

Sei mir nicht gram — ich glaube an die Schätze,
Die du gewiß in deinen Tiefen birgst,
Von denen selten nur ein Schimmer glänzt
Durch deiner Seele leidzerrissen Kleid.
Ich weiß, daß du wie eine Harfe bist,
Die Sturm und Frühling, den Gesang des Meeres,
Den Rausch, das Glück und sieben Himmel birgt,
Und die vom Wind gezaust stets Klagen stöhnt,
Da noch der Meister fehlt, der auf ihr spiele.

Ich weiß: es harrt in dir ein stilles Glück
So rein und heiter wie der blaue Himmel,
Der im April Toscanas Hügel schaut
— Der dunkle Grund von Pinien und Zypressen
Trägt feierlich der Mandelblüten Weiß,
An frischer Furche rasten braune Männer
Und blicken selig in das neue Licht,
Indes vom Turm die alte Glockenstimme
Der Erde Dank zur klaren Höhe hebt ...

Ich weiß, du trägst in dir die ganze Hölle
Mit ungezählten Schlünden, deren Schrecken Dante
Nicht ahnte, als er über seine Sünder
Die kleinen Plagen seines Styx verhängt.

Ich ahne, daß auf heimlichem Altare
Dir wohl ein heil'ger Opferfunke glimmt,
Der, wenn ein günst'ger Windhauch ihn entfacht,
Zu bergeshoher Lohe sich erhübe
Und Traum und Tag bespült mit Flammenflut.

Ich weiß, daß du mit hundert Masken spielend,
Mit hundert Mänteln, wohl von mancher Seele
Das innerste Geheimnis kühn verrietst:
Daß du zuhause bist im Spiel der Jungen,
Daß dir des Weisen Stille minder nicht vertraut,
Der ferne Welten mit der Ahnung mißt,
Als wüster Taumel eines früh Verlornen,
Der auf des Frevels tiefster Stufe dient . . .
Ein halbgeträumtes Liedchen eines Kindes
Gilt dir wie eines trunknen Narren Fluch,
— Nicht mehr, nicht minder —. Und daß du nicht Priester,
Nicht Herr und König unter fremden Sternen
Und nicht der schlanke Fischerknabe bist,
Der um ein kleines Geldstück wagt das Leben —

So ist es nur, weil du zugleich der Seher,
Der aller Schicksal in sich tragen möchte,
Der stille Bürger, dem sein Haus die Welt,
Sein einfach Werk mehr gilt als ferne Siege,
Weil du zugleich der Bergmann in der Tiefe,
Der Fürst des Festes und der Bettler draußen,
Der Trunkne und sein Spötter möchtest sein,
Der Held und jener, der ihn niedersticht . . .

Genug, — da du so reich an buntem Schmucke,
So reich an Blumen und Gewändern bist,
Die alle dir dein eig'nes Schicksal schenkte:
Verschmäh' es, Werter, weiter zu erborgen
Der Fremden Weisen, die du schwer behältst

Und welche nie den reinen Duft erfassen,
Den köstlich deines Lebens Sommer reift.

Er wird, vertraue, zu geweihter Frist
Aus deiner Seele Tiefen schäumend strömen,
Wie unterm Druck von jugendheißen Gliedern
Den dunklen Trauben süßer Trank entquillt.

Hildegard Ruhs Haus / von Richard Smekal.

Etwas über ein Dutzend Erzählungen enthält dieser neue Band des Dichters Hans von Hoffensthal, der in Maria-Himmelfahrt am Ritten daheim ist und gegenwärtig in Bozen lebt und schafft. Dies zu betonen ist insofern von Belang als mit einer einzigen Ausnahme (in der Schlußnovelle des Bandes „Creszendo", deren Handlung im wesentlichen in Holland spielt) der Schauplatz aller übrigen Novellen Südtirol ist und zwar Bozen selbst oder seine nähere Umgebung.

Und mit einer Liebe, wie sie nur ein Dichter kennt, führt er uns in das sonnige südliche Gelände ein; viel blauer Himmel ist über den Geschehnissen und die roten Dächer leuchten in der Mittagstille; oder die schlafenden Wolken werden am Morgen wach und wandern über das Gebirge. „Die Sonne kommt, die Sonne geht auf, die Lieder von hunderten von Vögeln begrüßen sie. Und der Kuckuck ruft, ruft im Walde." Es ist dieselbe Gegend, die wir alle schon oft und oft erblickt, nur daß noch tiefer hineingesehen und hineingehorcht wird und noch manches Wunder zutage tritt, das wie ein Märchen lockt und klingt.

Natürlich gehen nicht alle Ereignisse des Buches am Tage und in der Sonne vor sich, aber die Nacht ist meist so seltsam mild und die Sterne werden mit Bienen verglichen, durch deren Schwarm der Mond emporsteigt. Einmal freilich wird auch eine nächtliche

Feuersbrunst mit zwingender Gewalt geschildert, ein andermal ein Wolkenbruch, ebenso fortreißend, jedoch diese Darstellungen füllen nur wenige Seiten und indem man den Band schließt, bleiben doch als Grundtöne des Eindruckes: der sonnige Süden, der herbe Schlernwind, die saftigen Buchen an den Rittenhängen und die Menschen, die in diesem Milieu ihr eigentümliches Leben führen.

Schon das farbige Titelbild gibt eine Anschauung von den geschilderten Charakteren: ist da nach einem Holzschnitt von Karl Moser in Bozen eine junge Südtirolerin wiedergegeben, wie deren im Buche so manche geschildert sind. Ein nicht gerade hervorragend hübsches, aber ein frisches, einladendes Gesicht mit fröhlich herausfordernden Augen, einer etwas derben Nase und einem verhältnismäßig kleinen roten Mund, der schöne weiße Zähne zeigt; über das Ohr eine feuerfarbige Nelke gesteckt, die sich vom dunklen Haar artig abhebt, das unter dem niederen grünen Lodenhut hervorsieht, so gibt die Gestalt mit ihrem weißen Brusttuch und grell roten Spenser einen erfreulichen und gesunden Eindruck.

Und gesund sind sie alle, die hier von Hoffensthal geschilderten Gestalten. Denn die einzige Verwirrung im Leben dieser Mädchen, die oft schwül lastende Sehnsucht nach dem Manne, zeugt von einer instinktmäßig gesunden Sinnlichkeit. Und im Schildern dieses Zustandes hat der Dichter eine Feinheit entfaltet, wie sie nur selten anzutreffen ist.

Im vorliegenden Novellenbande wird dieses Motiv mehrmals angeschlagen: In der Eingangserzählung „Hildegard Ruhs Haus", in den „Geschwistern Santifaller" und endlich in „Gottes Liebling". In den beiden erstgenannten Novellen kommt noch eine weitere Beobachtung hinzu, nämlich, daß die Mädchen in Ermanglung eines Gatten ihre Sorgfalt auf den Vater übertragen. Leider ist dieser immerhin aparte Zug in beiden Fällen ziemlich parallel dargestellt (zum Teil mit denselben Worten und Wendungen), so daß beim zweitenmale die künstlerische Wirkung beeinträchtigt wird, indem die scharfe Unterscheidung der Gestalten sich teilweise verwischt; auch ist

dieser Zug in den „Geschwistern Santifaller" für die dichterische Ökonomie nicht unbedingt erforderlich.

Ein zweiter Motivenkomplex birgt das menschlich Wertvolle der Novellensammlung. Es sind dies die wunderbaren Ich-Erzählungen, Erlebnisse aus der Knaben- und Studentenzeit des Dichters. Nur noch Hermann Hesse, der Südschwabe, vermag diese seltsame Übergangszeit des Knaben zum Manne, das aufkeimende Bewußtwerden der Liebessehnsucht und Liebesfähigkeit mit gleich einfachen und doch plastisch wirkenden Mitteln zu zeichnen.

Vor allem ist da das den Lesern des „Brenner" vertraute „Orgelspiel Unserer Lieben Frau" zu nennen, diese naive und doch so gläubige Überredung zur Liebe, indem der Dichter dem Mädchen jene sinnige Legende erzählt.

Dann „Der Sommersänger". Ich will versuchen, eine Ahnung dieser kleinen literarischen Kostbarkeit zu geben: Vierzehnjährig schwärmen die beiden Knaben Hans und Peter von der jungen Komtesse Helene, die ihnen beiden in gleicher Weise wohlwill. Nun besteht in jener Gegend noch der Brauch des Sommersängerfestes, bei dem die Jungen um die Gunst der Mädchen singen und als Preis einen Kuß erhalten. Peter überredet Hans, der eine besonders schöne Stimme hat, von der Beteiligung am Wettsingen abzustehen, und dieser gelobt es. Als er aber am nächsten Morgen bei dem Triumph des Peter zugegen ist, vergißt er sein Versprechen und instinktmäßig drängt es ihn zu singen und er singt wie er es vorher nie getan. Dann erhält er von der Grafentochter den Preis, einen Kranz weißer Rosen und einen Kuß auf den Mund, den er wie im Traum empfängt. Hans und Peter sind einander feind seit jener Stunde.

Von gleicher Innigkeit, nur mit einem tragischen Ausgang, der aber durch die Schönheit und Leuchtkraft des Erlebnisses selbst gemildert wird, ist die Novelle „Berta Engel".

Beim Engelwirt in Andrian (einem Bergdorf oberhalb Bozen) will der junge Student sich zum Rigorosum vorbereiten; bald aber wird der Entschluß vereitelt, indem sich ihm die schöne Wirtstochter

Berta in den Weg stellt. Und nun werden die Studien durch harmlose Liebesgespräche ersetzt, und da sie Wand an Wand schlafen, bittet der Student das Mädchen, einmal in der Nacht die Türe offen zu lassen, damit er zu ihr hinüber könne; durch Husten solle sie ihm ein Zeichen geben; und so wartet er darauf eine Nacht, eine zweite, eine dritte ... Und endlich hört er in der schwülen vierten Nacht das Zeichen. Wunderbar, wie seine Erregung geschildert ist, sein Verzagen am Bette des Mädchens, das sich schlafend stellt und ihm endlich, da er schon zurück will, den Kuß nicht versagt. Nach Wochen zieht er fort und nimmt Abschied von dem „süßen Mädchenkopf, dem Liebling Gottes". Im nächsten Herbst liegt Berta lungenkrank darnieder und ihr brusthaftes Husten ruft den Studenten, der wieder beim Engelwirt zu Quartier ist, an ihr Bett. So bleibt er manche Nacht bei ihr, bis der Winter und der Schnee kommt und auch Berta stille wird.

Auch das „Creszendo" gehört in die Reihe dieser Selbstbekenntnisse, die gerade durch das unmittelbare Erleben so nachhaltend wirken. Aber ich will nicht den roten Faden der puren Handlung ablösen, da ich doch die Fülle der anhaftenden Kristalle, die Darstellung, nicht vorzuführen vermag.

Neben diesen seltenen Blüten treten die anderen Novellen etwas in den Hintergrund, sind aber noch immer Blüten im Strauß; möge sich für jede ein Liebhaber finden.

Noch ein Wort bleibt über den Stil des ganzen Bandes übrig; er ist scheinbar selbstverständlich in seiner hellen und doch eindringlichen Art, die selbst sehr nuancierte Empfindungen wiederzugeben vermag; nur ganz selten trifft man auf eine geschmackliche Entgleisung, so in der sonst so reizenden Skizze „Im Frühling", wo der Dichter die Liebkosungen, die seinem Hunde zuteil werden, selbst erhalten möchte.

Indem wir das Buch aus der Hand legen, spüren wir noch lange seine frohe und doch nachdenkliche Weise und wissen eines: es ist nicht bloß ein Heimatbuch, in dem das sonnige südliche Tirol sich spiegelt, es ist ein Buch für jeden, der der deutschen Sprache mächtig ist und ein Herz hat — fähig, sich dem Zauber einer stillen und doch starken Dichtung hinzugeben.

(gez. von Max v. Esterle.)

Richard Huldschiner.

Um eine kleine Hand /

von Peter Scher.

Um eines Mädchens kleine Hand
Verriet ich Gott und Vaterland;
Ihr guten Leute faßt es nicht —
Nun lacht mir ins Gesicht!

Daß ihre Hand nur einen Tag
Auf meinem armen Herzen lag,
Das trieb mich in die Welt hinaus —
Ihr Leute lacht mich aus!

Ich bin ein Tropf, ich bin ein Tor,
Der lachend Haus und Heim verlor
Und der den Weg ins Leben fand
Um eine kleine Hand.

Und lachend trag ich euren Spott
Und gönn' euch Vaterland und Gott;
Ich weiß, ihr neidet noch einmal
Mir meine süße Qual!

Zu Däublers „Nordlicht".

Auf meine Besprechung von Theodor Däublers „Nordlicht" im 13. Hefte unserer Zeitschrift lief dieser Tage beim Herausgeber des „Brenner" von Herrn Moeller van den Bruck, zur Zeit in Florenz, eine Erwiderung ein, die ich mit Zustimmung des Adressaten im folgenden wörtlich veröffentliche. Sie lautet:

„Sehr geehrter Herr,

ich habe unlängst in Rom mit Theodor Däubler über die Besprechung des Herrn Dr. Neugebauer gesprochen und es gerne übernommen, Ihnen des Dichters Meinung zu sagen, soweit sie auch die meine ist.

Ich finde vor allem, daß die Besprechung in zwei Teile zerfällt. Teil I der Dichtung nebst Intermezzo sind ausgezeichnet verstanden: das Stoffliche und Metaphysische sind völlig in einander aufgelöst und in ihre einzelnen Beziehungen und Gegenbeziehungen verfolgt. Von Teil II der Dichtung ist dagegen beinahe nur das Anekdotische wiedergegeben, während die geistige Ausdeutung so gut wie ganz unterblieb. Es wäre das weiter nicht bedenklich, wenn Teil I der Dichtung nebst Intermezzo dem Teil II der Dichtung gleichwertig wäre. In Wirklichkeit steht die Sache aber doch so, daß die beiden ersten Bände, als die früher entstandenen, noch stark im Klassizistischen befangen und daher wohl auch leichter zugänglich sind. Teil II dagegen, also der dritte Band, trägt erst die Idee Däublers voll aus. Er ist vor allem der sprachschöpferische und in jeder Beziehung neu- und umwertende Teil. Auf ihn legt daher Däubler selbst den allergrößten Nachdruck.

Ich kann mir das gewisse Mißverhältnis in der Besprechung des Herrn Dr. Neugebauer nur damit erklären, daß sie gewissermaßen zu früh geschrieben worden ist. Der Verfasser steht Däubler seelisch offenbar sehr nahe: sonst wäre es gar nicht möglich gewesen, daß er sich in dieser Weise, wie es — um darüber keinen Zweifel zu lassen — ganz sicher geschehen ist, in das Werk hineingefunden hätte. Verständnis und Nichtverständnis sind schließlich gar keine zureichenden Begriffe für die Beziehung zum Kunstwerk. Worauf es immer nur ankommt, ist: Erlebnis. Und dieses Erlebnis liegt bei Herrn Dr. Neugebauer ganz sicher vor. Seine Worte haben noch ganz die Unmittelbarkeit des Erlebnisses und bis in die eigene und ausgezeichnete Sprachbildung gehen die Wirkungen. Nur glaube ich: das Erlebnis ist — ich wiederhole es — zu früh ausgetragen worden. Mit Däublers Werk muß man vielleicht Jahre gelebt haben. Die wenigen Monate, die es in seines Besprechers Händen gewesen ist, genügten nicht. So kam es, daß die Besprechung noch nicht bis zum letzten Bande vordrang und hier summarisch wurde, ohne so tief zu bleiben, wie sie den ersten Bänden gegenüber war.

Sie haben übrigens mit Ihrer Vermutung Recht: die Besprechung des „Brenner" ist in der Tat die erste, die über das Werk erschienen ist. Ich denke, sie wird nicht das letzte Wort des Herrn Dr. Neugebauer über Däubler sein.

Darf ich Ihnen beiden allen Dank sagen. Sehr verbunden

Ihr

Moeller van den Bruck."

Um nicht den Anschein zu erwecken, als wollte ich mich der Verantwortung entziehen, möchte ich auf Herrn M.'s Worte, die ja auch des Dichters Meinung wenigstens teilweise widerspiegeln, folgendes entgegnen:

Zunächst sage ich Herrn M. Dank dafür, daß er mein redliches Bemühen anerkannt hat, den apokalyptischen Geist der Dichtung zu beschwören und zu bannen. Daß mir das nicht völlig gelungen ist, weiß ich selber am besten. Nur möchte ich einwenden, daß Herrn M.'s Ansicht, die drei Teile des Werkes könnten einzeln ausgelegt werden, nicht auch die meine ist. Ich hatte bei meiner Besprechung immer das ganze Gedicht vor Augen und die einleitenden Worte, die ich der gedrängten Inhaltsangabe vorausschickte, beziehen sich nicht etwa bloß auf das „Mittelmeer" und das „Intermezzo", sondern auch auf die „Sahara". Ich weiß, daß ich mit diesem Bekenntnisse den Wert meines Gesamturteils in Herrn M.'s Meinung herabsetze, dennoch zögere ich keinen Augenblick damit, um nur ja kein Mißverständnis aufkommen zu lassen. Aber auch der Dichter wird wohl kaum etwas dagegen haben, daß ich sein Werk als ein untrennbares Ganzes betrachtet wissen will.

Hat nun der Dichter in den zweiten Teil seines Werkes mehr hineingelegt als ich herausnehmen konnte — und er hat es ohne Zweifel, sonst hätte er nicht auf den zweiten Teil das Schwergewicht der Bedeutung des Ganzen gelegt —, wie ist es dann zu erklären, daß meine Fähigkeit, den Sinn des Gedichtes zu deuten, eine Fähigkeit, die sich nach Herrn M.'s Zeugnisse am ersten Teile so ausgezeichnet bewährt haben soll, am zweiten so ganz und gar versagte? — Man sollte meinen, daß jemand, dem es gelungen ist, „das Stoffliche und Metaphysische (des ersten Teiles) völlig in einander aufzulösen und in ihre einzelnen Beziehungen und Gegenbeziehungen zu verfolgen", auch den zweiten Teil gleichermaßen hätte bewältigen, d. h. geistig verarbeiten können, wenn dieser zweite Teil mit dem ersten so innig verbunden wäre, so natürlich aus dem ersten herauswüchse, daß ihn erklären nicht schwerer wäre als das Besondere aus dem Allgemeinen ableiten.

Das ist aber, so dünkt mich wenigstens, nicht der Fall: der zweite Teil hängt mit dem ersten nicht so innig zusammen, daß er sich aus dem ersten als notwendige Folge ergäbe; und bloßen Vermutungen nachzuhangen, zögerte ich, nachdem ich sicheren Schrittes so weit vorgedrungen war, daß ich mir, im Vertrauen auf den künstlerisch geschlossenen Aufbau des Ganzen einreden konnte: die

Umrisse der Grundvorstellung hast du erblickt und nachgezeichnet; aufzuweisen was alles und wie das der Dichter aus dieser Grundvorstellung herausentwickelt, darfst du anderen überlassen. Denn nicht um Erläuterung von Einzelheiten handelt es sich hier, sondern um einen Begriff vom Ganzen.

Dennoch hätte ich — ich räume das ein — die Absicht des Dichters nicht unerörtert lassen und dabei vor einer bloßen Vermutung nicht zurückschrecken sollen, zumal da man mit schulmeisterischem Ausdeuten allein keinem Kunstwerke gerecht wird. Nur bin ich mir bewußt, daß ich es mehr dem Glücke als meiner Einsicht zu danken habe, wenn die folgenden Worte ungeteilten Beifall finden:

Wahrscheinlich hat der Dichter zeigen wollen, wie ihm die Geschichte des menschlichen Gemütslebens, soweit sie sich auf gewissen erdichteten und erwünschten oder rein erdachten Beziehungen zur Gottheit (im weitesten Sinne dieses Wortes) aufbaut, zum persönlichen Erlebnisse geworden ist, wobei die bewußte Grundvorstellung seines Gedichtes zielbestimmend mitwirkte, ohne dadurch die schöpferische Einbildungskraft merklich zu hemmen.

Es mutet nun zwar seltsam an, ja es befremdet sogar auf den ersten Blick, daß ein Geist wie der Däublers, ein Geist, der aus der Welteinschau, aus der liebevollen Versenkung in das große Weltgeheimnis solche Schauer der Verzückung geschöpft hat, gerade in der Lehre von der Auferstehung des Fleisches, also in der am meisten verstofflichten Form der Unsterblichkeitslehre den lautersten Ausdruck seiner Sehnsucht nach ewigem Leben gefunden hat; wer aber tiefer darüber nachdenkt, der wird, vorausgesetzt, daß er weiß, was die dichterische Begabung vor der rein denkerischen auszeichnet: die Vorliebe des Dichters für das Bildliche und Anschauliche und daß der echte Dichter dem sinnlich Wahrnehmbaren immer den Vorzug vor dem rein Begrifflichen gibt, der wird, sage ich, vollauf verstehen, warum gerade der Glaube an die Auferstehung des Fleisches die Einbildungskraft Däublers so mächtig ergriffen und befeuert hat.

Dennoch wäre es meines Erachtens ein großer Irrtum, wollte man in Theodor Däubler einen Anhänger dieser Lehre in der Form erblicken, wie sie die katholische Kirche ihren Gläubigen vorschreibt. Wenigstens fällt es mir schwer daran zu glauben, daß sich dieser herrliche, ja herrische Geist blindlings dem Zwange eines fremden Denkgesetzes unterworfen, daß er nicht auch diesen Wert umgewertet haben sollte. —

Die Chândogya-Upanischad Tattwamasi führt uns in dem Gespräche des Uddâlaka Aruni mit seinem Sohne Çvetaketu eine Reihe von Gleichnissen vor, die alle das völlige Aufgehen der Gottheit in der Welt verbildlichen. Unter anderem läßt der Vater den Sohn ein Salzkorn ins Wasser werfen und heißt ihn, nachdem sich das Salz im Wasser aufgelöst hat und unsichtbar geworden ist, sich durch den Geschmack davon überzeugen, daß das Salzkorn gleichwohl noch da und nun in jedem Tropfen Wassers enthalten ist. Nicht anders durchdringe die göttliche Weltseele das Weltall.

Und nicht anders, glaube ich, als in diesem schönen Gleichnisse die Weltseele mit dem Weltleibe aufs Innigste zu einem Ganzen verbunden gezeigt wird, denkt sich unser Dichter die Einzelseele mit dem Einzelleibe nach der Auferstehung des Fleisches vereinigt: derart also, daß in dem Leibe die Seele und in der Seele der Leib des Auferstandenen zu erblicken sein wird, aber nicht mehr im Lichte der Sonne oder eines anderen Gestirns an unserem Himmel, sondern im Eigenlichte der Erde, das allerdings nichts anderes ist als die Nahrung, welche die Erde aus dem Mutterleibe der Sonne gezogen und in ihr eigenes Wesen verwandelt hat: Stoff in Geist und Geist in Stoff so lange und so oft, bis sich diese beiden Elemente der Welt zu einem dritten, uns noch unbekannten, weil eben erst nach der Auferstehung im Nordlichte erkennbaren, verbunden haben.

Ex oriente lux! — Ich weiß zwar nicht, ob es mir wirklich gelungen ist, dem Dichter bis auf den Grund der Seele zu blicken; wenn dem so ist, so hat ein Strahl von Morgen her meinen Blick erleuchtet: dem Strahle dank' ich und dem Spiegel, der ihn aufgefangen und mir zugeworfen hat.

Innsbruck, im März 1910.

Dr. Hugo Neugebauer.

WERKE VON CARL DALLAGO.

Gedichte. E. Piersons Verlag in Dresden. Broschiert Mk. 2·50, gebunden Mk. 2·—.

Ein Sommer. Liederreigen. Verlag von E. Ebering, Berlin. Gebd. Mk. 2·—.

Strömungen. Neue Gedichte. Tiroler Verlag, Innsbruck. Brosch. Mk. 2·—, gebd. Mk. 3·—.

Wintertage und Anderes. Verlag von Hermann Dege, Leipzig. Brosch. Mk. 2·25, geb. Mk. 3·—.

Spiegelungen. Ein lyrisches Album. Verlag von H. Dege, Leipzig. Brosch. Mk. 3·—, gebd. Mk. 4·—.

Der Süden. Kulturliche Streifzüge eines Einsamen. Verlag von H. Dege, Leipzig. Brosch. Mk. 2·—, gebd. Mk. 3·—.

Erich Tagusen oder Kinder des Lichts. Ein lyrisches Drama in drei Aufzügen. Verlag von Hermann Dege, Leipzig. Brosch. Mk. 2·—.

Neuer Frühling. Ein Gedichtbuch. Verlag von H. Dege, Leipzig. Brosch. Mk. 2·—.

Geläute der Landschaft. Kulturliche Streifzüge eines Einsamen. Verlag von H. Dege, Leipzig. Brosch. Mk. 3·—, gebd. Mk. 4·—.

Die Musik der Berge. Künstlerdrama in drei Aufzügen. Verlag von Hermann Dege, Leipzig. Broschiert Mk. 2·—.

Ein Mensch. Ein Roman in Bildern. Axel Junker, Verlag, Berlin. Brosch. Mk. 2·50, gebd. Mk. 3·50.

In Vorbereitung: Das Buch der Unsicherheiten.

WERKE VON KARL BERGER.

Wilhelm Bienner, Kanzler von Tirol. Trauerspiel. — Linz, Mareis.

Die Weiberfeinde. Schauspiel. — Modernes Verlagsbureau Kurt Wigand, Berlin.

Urteile über den „Brenner“.

J. V. Widmann im Berner „Bund“: Eine Tiroler Zeitschrift. Seit einiger Zeit geht uns aus Tirol eine im ersten Jahrgange laufende Halbmonatsschrift zu, die den glücklich gewählten Titel „Der Brenner“ führt und in ihrem eigenen Verlag zu Innsbruck erscheint. Von dem schönen Berg, dessen uralte Straße (wie die neuere Bahn) Nord- und Südtirol verbindet, hat sie den Namen, bei dem man aber gern auch ans Brennen denkt, an ein Entbrennen für Schönes und Gutes, an Flammen, die aus heiliger Glut emporlodern und ebenso an die verzehrende Kraft, die dem Feuer eignet und wohltätig wirkt, wenn sie Schlechtes versengt. Dieses Glühen nun sowohl wie dieses Sengen finden wir in den uns bisher zu Gesicht gekommenen zwölf Heften der von Ludwig v. Ficker herausgegebenen, im Format bescheidenen, in den Gedanken kühnen Zeitschrift. ... Im Ganzen ist „Der Brenner“, wie man aus alledem merkt, eine Kampfzeitschrift der jüngeren Generation, die in Kunst und Kultur durch lebensvolle Anschauungen manches Veraltete beseitigen will, aber vor dem Echten, sei es alt oder modern, Ehrfurcht hegt. ... So viel sehen nun unsere Leser, daß wir uns Tirol nicht mehr als einen dunkeln Fleck auf der literarischen Landkarte zu denken haben, ja, daß dort, abgesehen von den einzelnen Dichtern und Künstlern, die diesem kernhaften Volksstamme von Zeit zu Zeit geschenkt werden, nun auch das eingesetzt hat, was man eine literarische und kulturelle Bewegung nennt. Und ihr Organ ist die neue Halbmonatsschrift „Der Brenner“.

Pester Lloyd ..... Ein junges Blatt, das aber mit einer scharf umrissenen, prägnanten Selbständigkeit in das Geistesleben der Gegenwart tritt. Es steht wie ein geschlossener Block auf und läßt erkennen, daß es eine Phalanx bilden will wider alle unlautere Beeinflussung in Kunst und Kultur. Und so groß dieses Vorhaben ist, die Zeitschrift zeigt in wenigen Heften schon, daß sie ihm gewachsen ist, denn sie wird von Männern geschrieben, die sämtlich durch ein eigenartiges Können in der deutschen, besonders aber in der Tiroler Literatur dastehen. Der „Brenner“ ist ganz danach angetan, sich wie ein Keil in das Literaturwesen der Gegenwart zu schieben.

Heinrich Mann ... Empfangen Sie meinen herzlichen Dank für die Sendung Ihrer so interessanten Zeitschrift und besonders für den mir gewidmeten Aufsatz. Darin stehen, wie mir scheint, viele ungewöhnlich tiefe Dinge. Jedenfalls ist es einer der besten, die über mein Buch erschienen sind. ...

Beiblatt der Zeitschrift für Bücherfreunde (Leipzig). ... ebenso (verdient Beachtung) der äußerlich recht unscheinbare, dem Gehalte nach aber überraschend gute „Brenner“, eine Tiroler Zeitschrift, die mitten in den Bergen einen mitunter recht schweren geistigen Kampf kämpft.

Der Volkserzieher (Berlin). Von den Alpen her grüßt die naturkräftige und streitbare Stimme der Halbmonatschrift „Der Brenner“. Ein Blatt von kernhafter Eigenart, mehr als irgend eine schöngeistige Zeitschrift, die bisher im deutschen Sprachgebiete erschien. Ein tüchtiges Häuflein von prächtigen Männern tritt mit allen Kräften dafür ein.